



PAUL LENDVAI

Leben eines Grenzgängers

ERINNERUNGEN



*Aufgezeichnet im Gespräch
mit Zsófia Mihancsik*

PAUL LENDVAI

Leben eines Grenzgängers

ERINNERUNGEN

*Aufgezeichnet im Gespräch
mit Zsófia Mihancsik*

*Aus dem Ungarischen übertragen
von Ernő Zeltner*



Gefördert durch die Kulturabteilung der Stadt Wien,
Wissenschafts- und Forschungsförderung

Bildquellennachweis

Aus dem Archiv des Autors: S. I (3), II, III (2), IV, V, VI oben (2), VII unten, S. X oben, S. XI (2), S. XIV (2); Heeresbild- und Filmstelle: S. XII oben; Hopi-Media: S. VIII oben; MTI/picturedesk: S: XV (2); NLK/Reinberger: S. IX unten; ORF: S. VII oben, S. VIII unten (Peter Kurz), S. XII (unten), S. XIII (unten), S. XVI oben; Dragan Tatic/HBF: S. IX oben; Martin Vukovits: S. VI unten; Wirtschaftsblatt/Richard Tanzer: S. XIII oben; Gregor Zeitler: S. X unten, S. XVI unten

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-00864-8

Copyright © der erweiterten deutschsprachigen Ausgabe

2013 by Verlag Kremayr & Scheriau KG, Wien

Die ungarische Originalausgabe ist unter dem Titel „Három Élet“ 2012 bei Kossuth Kiadó, Budapest, erschienen.

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Kurt Hamtil, Wien

unter Verwendung eines Fotos aus dem Archiv des Autors

Typografische Gestaltung: Kurt Hamtil, Wien

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

Inhalt

Vorwort	7
Im knöchellangen Wintermantel	9
Paul Landy, György Holló und Árpád Bécis	35
Tutus, Justus, Stalin	54
Parajd, Üllői-Straße, Auschwitz.	80
Zwischen Wien und London	98
Irgendeiner findet sich immer	111
Das Kreisky-Wunder	134
Die Geschichte hat kein Libretto	154
Verleumdungsarie	172
Altaussee, Serbien, Trianon	204
Juden, Ungarn, Rumänen.	222
Wieder in Budapest	239
Namenregister	251
Die Bücher von Paul Lendvai	254

Vorwort

In mehrfacher Hinsicht ist dieses Buch ein neues Kapitel in meinem langen und abwechslungsreichen Leben. Erstmals seit ich im Januar 1957 Ungarn verließ, habe ich darin meine Gedanken, Eindrücke und Erinnerungen nicht auf Englisch oder Deutsch, sondern in meiner Muttersprache formuliert. Zum ersten Mal wurde auch eines meiner Bücher zunächst auf Ungarisch gedruckt und dann erst in eine andere Sprache übersetzt. Bisher war es stets umgekehrt.

Neu ist für mich auch, dass dieses Buch im Laufe mehrerer langer Gespräche zustande kam. Und so bin ich Zsófia Mihancsik, dieser herausragenden ungarischen Journalistin, sehr dankbar, dass es ihr gelungen ist, mir bislang vergessene, vielleicht auch verdrängte Erlebnisse und vage Erinnerungen zu entlocken. Und vor allem hat sie Struktur in meine ungeordneten, zum Teil fast chaotischen Schilderungen gebracht.

Die Idee, meine Erinnerungen in Form eines Interviews festzuhalten, verdanke ich András Kocsis, dem Leiter des Kossuth Verlages in Budapest. Ganz besonderen Dank sage ich meiner Frau Zsóka, die bei dieser wahrlich schweren Geburt von Anfang an und immer wieder Hebammendienste geleistet hat.

Warum dieser Titel: „Leben eines Grenzgängers?“, oder, wie er in der ungarischen Ausgabe lautet, „Drei Leben“. Mein erstes Leben bis 1957 habe ich in Budapest verbracht. Darauf folgten vierzig Jahre in Wien. Schließlich, nach der politischen Wende und als Folge einer neuen Partnerschaft, meiner Ehe mit Zsóka, begann mein drittes Leben, in dem ich zwischen Wien und Budapest pendle. In diesen Erinnerungen verschmelzen die drei Leben zu einem autobiografischen Band. Ich hoffe,

die Leser finden in allen drei Teilen interessante neue Erkenntnisse und ihnen bisher nicht bekannte Informationen über mich und meine Zeit. Erfolge können und sollen nicht die Jahre der Angst und der Feigheit in meinem ersten, auch nicht die Fehler und Irrtümer meines zweiten Lebens nach 1957 kaschieren. Mein drittes Leben – das auch im Zeichen des Kampfes gegen Bosheit, Hass und Dummheit steht – hat mich letztlich zu diesem so ausführlichen Interview angeregt.

Vor meiner abenteuerlichen Reise aus Warschau über Prag nach Wien im Januar 1957 im Alter von siebenundzwanzig Jahren, ohne wohlhabende Verwandte oder Freunde im Ausland, lagen fünf zum Teil sehr schwierige Jahre im Nachkriegskommunismus hinter mir: Militärdienst, Verhaftung, Internierung als unzuverlässiger politischer Abweichler und drei Jahre Berufsverbot. Als ehemaliger junger Linkssozialist, aber während des von den Sowjets brutal niedergeschlagenen Aufstandes im Oktober 1956 nicht „kompromittiert“, fand ich dann Anstellung bei einer neuen Tageszeitung, bei *Esti Hirlap*. Bald nach der Gründung trat ich die erste Auslandsreise meines Lebens an. Mit Reformfreunden abgesprochen, hatte mich eine Zeitung nach Warschau eingeladen. Polen verkörperte damals die letzte trügerische Hoffnung auf einen friedlichen Übergang vom Stalinismus zur Reform. Mit diesen unvergesslichen, von der noch anhaltenden Aufbruchsstimmung geprägten Wochen in Warschau und mit der Vorgeschichte zu meinem Weg in die Freiheit fängt das erste Kapitel dieses Buches an.

Wien, im November 2012

Paul Lendvai

Parajd, Üllői-Straße, Auschwitz

Wie haben deine Eltern sich kennengelernt?

Mein Vater entstammt einer jüdischen Familie aus der Slowakei. Sein Vater war Prokurist einer Firma. Von seinen drei Geschwistern ist einer Arzt, eine Schwester deutschsprachige Korrespondentin bei diversen Firmen, die jüngere Schwester Lehrerin geworden. Mein Vater hat Rechtswissenschaften studiert, wurde 1914 in die österreichisch-ungarische Armee eingezogen und geriet zwei Jahre später als Leutnant in Gefangenschaft. Er kam erst 1920, nach vier Jahren Sibirien, wieder zurück. Seine Eltern wohnten in der Üllői-Straße in Budapest, wo mein Vater später auch seine Anwaltskanzlei eröffnete und ich mit meinen Eltern bis 1956 lebte.

Er hatte meine Mutter, die einer einfachen Familie aus Parajd in Siebenbürgen entstammte, 1928 durch einen Heiratsvermittler kennengelernt. Ihr Vater, Ármin Polacsek, betrieb dort einen Krämerladen, ihre Mutter hieß Mária Farkas. Mutter hatte ebenfalls drei Geschwister und war siebzehn Jahre jünger als mein Vater. Ihm ging es vor allem um eine gute Ehefrau mit schöner Mitgift. Er war ziemlich leichtsinnig und hatte für meine Mutter nicht viel Zeit übrig. Seine Leidenschaft war das Kartenspiel, aber auch in der Politik mischte er gern mit; das alles kostete, deshalb war die Mitgift bald aufgebraucht, Silber und Teppiche wanderten in die Pfandleihe. Meine Mutter hat oft erzählt, wie sie mich einmal vom Museumsring bis zur Üllői-Straße zu Fuß heimtragen musste, weil sie kein Geld mehr für die Trambahn hatte.

Hat denn dein Vater am Kartentisch viel Geld verspielt?

Das glaube ich nicht, er spielte ja nicht um große Einsätze; aber Vater

verdiente einfach nicht genug, seine Kanzlei ging nicht besonders gut. Erst während des Zweiten Weltkriegs liefen die Geschäfte allmählich besser. Meine Mutter war gläubig, der Vater aber ein absolut assimilierter, ungläubiger Budapester Jude. Doch auch Mutter war nicht etwa eine orthodoxe Jüdin, und sie kochte auch nicht koscher, ging aber doch an großen Feiertagen in die Synagoge.

Meine Eltern siezten sich bis zuletzt. Die zwei Schwestern von Vater sahen auf meine Mutter ein wenig herab, denn schließlich standen der Budapester Anwalt und die Krämerstochter aus Siebenbürgen doch nicht auf derselben gesellschaftlichen Stufe.

Warum glaubst du, dass sie nicht noch mehr Kinder wollten?

Vermutlich waren die wirtschaftlichen Verhältnisse der Grund. Mir ist in meiner Kindheit nichts abgegangen, doch sobald sich die Gelegenheit ergab, habe ich mich bemüht, mein eigenes Geld zu verdienen. Schon während der Gymnasialzeit habe ich Nachhilfestunden gegeben. Ich hatte einen Schüler, dessen Familie recht wohlhabend war, weil sie einen Stand in der Großen Markthalle hatten; ein Elternteil von ihm stammte aus Italien. Dieser Junge besaß eine wunderbare Modell-Eisenbahn. Als ich ihn einmal fragte, ob ich auch damit spielen dürfte, wies er mich zurecht: Du bist nicht zum Spielen hier. Ein Fest war es für mich, als ich mein erstes Fahrrad bekam.

Im Sommer verbrachte ich mit meiner Mutter immer ein paar Wochen in Parajd. Als ich dreizehn war, wurde dort meine Bar Mizwa gefeiert. Ich war zwar überhaupt nicht gläubig, musste aber doch dafür lernen, schon wegen der Verwandten. In Siebenbürgen hatten wir sehr viele Verwandte, nicht nur in Parajd, sondern auch in Alsósófalva und in Erdőszentgyörgy. Fast alle sind von den Nazis in Auschwitz umgebracht worden. Dabei waren sie alle überzeugte Ungarn.

Die jüngere Schwester meines Vaters hatte einen Schuldirektor geheiratet, der Christ war, und auch sie ließ sich taufen. Ihr Sohn trat sogar in

einen Orden ein, er wurde Zisterzienser. Einmal hat er mich zu Hause besucht, doch als er in meinem Bücherregal ein Buch des Religionshistorikers Ernest Renan erblickte, ergriff er die Flucht.

Was hat dein Vater zu den Judengesetzen gesagt? Habt ihr darüber gesprochen?

Merkwürdig, ich weiß nicht, wie er zu ihnen stand. Im Grunde habe ich mit meinem Vater nie ein richtig ernsthaftes Gespräch geführt. Der Altersunterschied zwischen uns war wohl einfach zu groß. Bei meiner Geburt war er schon neununddreißig Jahre alt. So hat er natürlich auch nie etwas davon mitbekommen, wie mein Sexualleben mit den bei uns beschäftigten Hausmädchen aus Siebenbürgen begonnen hat. Mit fünfzehn bin ich einfach mal, noch mit kurzer Hose, ins Freudenhaus in der Nap-Gasse gegangen, weil mir mein Freund Pali Elekes – er wurde später Schauspieler – erzählt hatte, dass er schon bei den Mädchen gewesen war. Also musste ich auch hin. Doch mich hat die Madame davongejagt, wahrscheinlich wegen der kurzen Hose. Wie man das ja auch aus Romanen kennt.

Jedenfalls habe auch ich die Judengesetze schon zu spüren bekommen. In die Höhere Schule wurde ich nur deshalb aufgenommen, weil mein Vater gute Verbindungen hatte; ihm verdanke ich, dass ich trotz Numerus clausus für Judenkinder das Vörösmarty Gymnasium besuchen durfte. Vorher hatte ich die Klassen der sogenannten Versuchs- und Musterschule besucht. Dort wurden allerlei Erhebungen, also Tests, durchgeführt. Bei mir stellte man fest, dass ich mich auf mehrere Dinge gleichzeitig konzentrieren konnte.

Im Gymnasium schloss ich viele Freundschaften; nie war dort so etwas wie Antisemitismus zu spüren. Dann kam, im März 1944, der Einmarsch der Deutschen, und auch wir mussten in das sogenannte „Haus mit dem gelben Stern“ an der Katona-József-Straße 2/d ziehen. Dort wohnten wir zusammen mit dem Onkel meiner Mutter, seiner Frau und ihrem Sohn in einer Zwei-Zimmer-Wohnung mit Vorzimmer.

In dieser Wohnung habe ich zum letzten Mal Tagebuch geführt. Aber nicht lange, denn Onkel Hermann hat es entdeckt, und eines Tages stürmte er mit rotem Kopf, das Heft in der Hand, zu meinem Vater, er solle sich doch mal ansehen, was sein Sohn da über sie geschrieben habe.

Wieso, was hattest du denn geschrieben?

An Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern, irgendetwas über die Dummheit des Onkels, und dass seine Frau zwar klüger, dafür aber gehässig sei. Damit war meine Tagebuch-Schreiberei ein für allemal zu Ende. Dann, nach Horthys missglücktem Absprung im Oktober 1944, kamen die Pfeilkreuzler. Uns gelang es, in das „Schweizer Schutzhaus“ in der Hollán-Straße 47 umzuziehen, weil mein Vater irgendwo einen Schweizer Schutzpass hatte auftreiben können. Ich weiß bis heute nicht, ob der wirklich echt oder gefälscht war, denn damals wurde mit vielerlei falschen Papieren gehandelt. Wir waren dann fünfzig Personen in einer Drei-Zimmer-Wohnung.

Aber ich kann mich erinnern, dass ich darunter nicht sonderlich gelitten habe, das Aufregende, Neue und oft Abenteuerliche überlagerte das Elend – ich war damals fünfzehn.

Und es gab da auch ein schon größeres Mädchen, das mir gefallen hätte, Csöpi hieß sie, aber ihr Vater war von ziemlich imposanter Statur, und das schüchterte mich ein. Außerdem vertraute mir mein Vater schon wichtige Aufgaben an: Ich musste kontrollieren gehen, ob die von uns an verschiedenen Plätzen versteckten Wertsachen noch vorhanden waren. Deshalb war ich ständig unterwegs; bei diesen Erkundungszügen nahm ich natürlich meinen gelben Stern ab. Ich setzte mich auch manchmal in ein Kino, und von der Straßenbahn bin ich, wenn Ausweiskontrollen kamen, einfach abgesprungen und habe mich davongemacht.

Als ich dann zu Hause stolz von meinen „Heldentaten“ berichtete, hat mich mein Vater zum ersten und letzten Mal geohrfeigt.

Von da an durfte ich das „Schutzhaus“ nicht mehr verlassen. Aber ich half

zum Beispiel beim Essenverteilen, und als sich einmal der berühmte Operettenkomponist Béla Zerkovitz vordrängte, weil er mit Rücksicht auf seinen Ruf bevorzugt werden wollte, schaltete ich mich mit dem Hinweis ein, dass ich jetzt hier der Stellvertreter des Kommandanten sei: Also bitte zurück in die Reihe!

Dieses unvergessliche Haus ist übrigens kaum hundertfünfzig Meter von unserer jetzigen Budapester Wohnung entfernt.

Du berichtest von deinen Erlebnissen im besetzten Budapest so, als hätte dich damals die Situation in der belagerten Hauptstadt gar nicht besonders erschüttert. Hast du diese grauenvolle Pfeilkreuzler-Zeit in Budapest etwa als Abenteuer erlebt?

Ich glaube nicht, dass ich all das, was damals geschah, richtig einschätzen konnte. Natürlich habe ich mitgekriegt, dass wir am Rande des Abgrunds standen. Jeder hat gesehen, was die Pfeilkreuzler in der Stadt anrichteten. Aber ich war fünfzehn, sicher hatte es für mich auch etwas Abenteuerliches. Und das half mir, diese Zeit zu überleben.

Jetzt empfinde ich das natürlich ganz anders. Je älter ich werde, desto intensiver kehren die Bilder von damals zurück. Früher habe ich mit niemandem über die Vierziger- und Fünfzigerjahre geredet. Sie beschäftigten mich auch nicht.

Ich glaube, es ist zehn Jahre her, seit ich über diese Zeit mit der Nichte meiner Mutter, also mit Kató, und ihrem (inzwischen verstorbenen) Mann gesprochen habe; er war in derselben Schule wie ich, aber zwei Jahre über mir. Kató erzählte, wie sie, damals sechzehnjährig, Auschwitz überlebt hat, berichtete von Menschen, die um sie herum gestorben sind oder umgebracht wurden, über die Gräuel, deren Augenzeugin sie werden musste. Ich hatte vorher all das aus meinem Leben ausgeblendet und in jeder Beziehung Tabula rasa gemacht, bevor ich in Wien mein zweites Leben begann. Dabei wusste ich, woher meine Mutter die Lähmung ihrer Gesichtsnerven hatte, wusste, wie sehr es sie getroffen hat, als sie erfuhr,

dass ihre Eltern in Parajd abgeholt und in den Tod verschleppt worden waren. Es traf mich erstmals wie ein Schock, als ich in den Siebzigerjahren den damaligen österreichischen Finanzminister Hannes Androsch als Journalist nach Auschwitz begleitete. Ich bin völlig zusammengebrochen. Hatte einen Weinkampf, als ich die Berge von Kindertäschchen sah und daran denken musste, dass auch die Täschchen von Lydia und Hugo, meiner Nichte, meinem Neffen aus Siebenbürgen, darunter sein mussten. Aber die Hektik nach 1945, der Aufbruch nach dem Krieg, die überzogene Aktivität dieser Jahre hatten das alles überlagert und schließlich zugedeckt.

Heute, in meinem dritten Leben, kehren die Erinnerungen an das erste Leben umso intensiver zurück – wohl auch als Folge dessen, was gerade jetzt in Ungarn vor sich geht. Die Zustände dort regen mich auf, quälen mich unsagbar.

Da in Ungarn die Vergangenheit bis zum heutigen Tag nicht zu Ende gedacht und aufgearbeitet ist, kehrt sie ungehindert zurück; die als neue Nazis betrachteten Jobbik-Leute sitzen jetzt schon im Parlament, und man kann wieder offen ein Antisemit und Rassist sein.

Anders als in Ungarn wurde und wird in Österreich und Deutschland viel getan, um die eigene ungeheuerliche Vergangenheit zu bewältigen. Trotz der Versäumnisse nach 1945, trotz der hartnäckigen Überbleibsel der NS-Ideologie und trotz der starken rechtsradikalen Versuchung kann man die politische Atmosphäre und die Haltung der Medien gegenüber antisemitischen und rassistischen Erscheinungen mit der Lage in Ungarn nicht vergleichen.

Das spielt für mein Verhältnis zu Ungarn eine wichtige Rolle. Ich könnte heute nicht meinen ständigen Wohnsitz in Ungarn nehmen, mich dort nicht mehr zu Hause fühlen. Es ist zwar das Land, in dem ich geboren bin, doch es kann nicht meine Heimat sein, wenn dort so vieles geschieht, was nicht geschehen dürfte. Mein Zuhause ist Wien. Dabei ist mein drit-

tes Leben aber stark bestimmt von dem, was in Ungarn passiert, einerseits, weil wir häufig in Budapest sind, andererseits, weil immer wieder böse Erinnerungen aufsteigen. Das war offenbar auch der Grund dafür, dass ich mich nach 1945 so bald auf einen kompletten Neuanfang festlegte. Wir wollten eine neue Gesellschaft, eine andere politische Ordnung schaffen, in der so etwas wie die Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg und die Herrschaft der Pfeilkreuzler in Ungarn nie mehr möglich sein würden. Heute, im Rückblick, weiß ich, dass aus demselben Grund damals viele Ungarn jüdischer Abstammung in der Sozialdemokratie und in der Kommunistischen Partei denselben Weg gegangen sind wie ich, vor allem die jungen Leute in Budapest, denn auf dem Land hatte man ja die meisten Juden umgebracht. Ich selbst hatte das Glück, dass mein Vater mich und meine Mutter nach dem Krieg bei den Sozialdemokraten und nicht in die Kommunistische Partei hatte einschreiben lassen; so kamen wir damals zu einem Ausweispapier.

Ja, das hast du an anderer Stelle schon einmal erwähnt, aber nicht dazu gesagt, welche Beweggründe dein Vater dafür hatte.

Es war eine sonderbare Geschichte: 1945 wurde mein Vater in Budapest auf der Straße angehalten und aufgefordert, sich auszuweisen; voll Stolz zeigte er sein russisches Entlassungsdokument von 1918 oder 1919 aus einem russischen Gefangenenlager. Aber damals stellten dort, im russischen Bürgerkrieg, die bürgerlichen sogenannten Weißen den Kommandanten des Lagers, und das machte meinen Vater selbst nach so vielen Jahren noch verdächtig. Man brachte ihn nach Rétság, nördlich der Hauptstadt, wo es eine Basis des Militärischen Abwehrdienstes gab; 1956 wurde übrigens der Fürstprimas Kardinal József Mindszenty auch dorthin gebracht. Mein Vater muss bei dieser Dienststelle wohl die beste Verteidigungsrede seines Anwaltslebens gehalten haben, denn nach ein paar Tagen ließ man ihn wieder frei. Auf jeden Fall hat er daraus die Lehre gezogen, dass wir Ausweispiere brauchten, die uns unverdächtig mach-